

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



17. Jahrgang 1917.

№. 2.

Srau Margots Höllenfabrt.

Von **Gizella Gräfin Rielmansegg**, Wiesbaden.

(Nachdruck verboten.)

In einem Klubfessel aus dunkelrotem Leder, mehr liegend als sitzend, reckt sich die hübsche, blonde Frau Margot, einen französischen Roman auf den Knien, eine Zigarette zwischen den Lippen, und blickte aufmerksam den neuesten Skandal-Klatsch an, den ihr der hyperlegant angetane, ältliche Anbeter ihrer Reize, Baron Schneider, vortrug. Als er fertig war, gähnte sie leicht, nestelte sich noch behaglicher in die weichen, seidenen Kissen, streckte den schmalen Fuß vor und wippte damit auf und ab. Das monokelbewaffnete Auge des Barons schielte gebannt auf den seidenen Strumpf, der das schlanke Bein umspannte und das sich ohne Scheu zeigen darfte, denn es war fein und klar in der Form.

„Wie gedrechselt, Sie können dem berühmten Aschenbrödel seligen Andenkens Konkurrenz machen, meine Gnädigste,“ lispelte der verliebte Geck, spitzte die Lippen und warf eine Kuffhand in die Luft.

„Ach du lieber Himmel, mein bester Baron, das haben Sie uns schon hundertmal gesagt — meinem Bein und mir — wir sind allmählich abgestumpft dagegen. Was Neues möchte ich hören, sehen, erleben! — Der Roman, den Sie mir gestern brachten, ist genau auf dasselbe Kaliber abgestempelt wie seine Vorgänger. Ich mag ihn gar nicht weiter lesen, da haben Sie ihn wieder.“ Das gelbe Buch flog, gut gezielt, gegen das prominente Bäuchlein des elegant beweihten Herrn, der eine leichte Grimasse nicht unterdrücken konnte. Der Magen war eine heiße Stelle bei ihm, das wußte die beschäftigte Frau Margot ganz genau, und lachte sie auch so holdselig und unbefangen, und frug naïv: „Ich habe Ihnen doch nicht weh getan? Verzeihen Sie, lieber Baron!“

„Ich bitte Sie, meine gnädige Frau, mit dem Händchen können Sie garnicht weh tun.“

„Mit dem Händchen vielleicht nicht allzusehr, aber mit dem dicken Buch schon eher.“

„Köstlich, köstlich,“ meckerte er zurück. „Wirklich schade, daß Sie das Buch nicht weiter lesen wollen, lauter pikante Liebesabenteuer, die französische Fantasie ist unerchöpflich darin, man lernt doch immer wieder was Neues.“

Frau Margot stand auf, reckte ihre schlank, geschmeidige Gestalt und zündete sich eine frische Zigarette an. Sie sah belustigt auf den kahlwerdenden Scheitel ihres Verehrers herab. „Mein lieber Baron, sollten Sie wirklich noch was zum Lernen haben nach dieser Richtung? — Ich meinte, Sie wären der raffinierteste Lebemann, den es überhaupt gibt. Aber nun ist's wohl an der Zeit, daß Sie endlich anfangen, so ältlich zu werden, man wird ältlich, die Haare werden dünn.“ Sie tippte

ungeniert mit der rosigen Fingerspitze auf die werdende Platte.

„Ach was,“ antwortete er auffspringend, da er die Aussicht seines Hauptes aus der Vogelperspektive nicht gern preisgab, „das hat nichts zu sagen, die Haare gehen mir momentan etwas aus, das erholt sich im Handumdrehen, meint mein Friseur, er hat mir ein vorzügliches Mittel gegeben.“

„Zu einem vorzüglichen Preis auch,“ neckte sie, „da braucht man sich aber wieder nicht aufzuregen über den Fall.“

„Herr von Lanza,“ meldete der Diener.

„Ich lasse bitten,“ in den drei Worten lag aber ein so freudiger Ton, daß es dem Ohr des eifersüchtigen Barons nicht entgehen konnte.

„Der hätte auch fortbleiben können,“ brummte er verdrießlich und zog die weiße Weste glatt über den empfindlichen Magen.

„Sind Sie schon wieder unzufrieden?“ lachte Frau Margot, „ich kann doch nicht zeitweilig mit Ihnen im Tête-à-tête sitzen bleiben.“

„Von mir aus schon,“ murmelte er, „wenigstens solange, bis...“

Er kam nicht weiter in seinen Reflexionen, im Türrahmen erschien eine hohe, auf altem Holz ihm aussehende Männergestalt. Frau Margot eilte ihrem neuen Gaste entgegen und streckte ihm die Hand zum Graße hin. Dem scharf beobachtenden Baron entging es nicht, daß sich die zarten Wangen der reizenden Frau dunkler färbten, und daß sie ihre Hand, seiner Ansicht nach wenigstens, zu lang in der festen Umschließung liegen ließ, der dunkle Kopf Lanzas neigte sich über die Fingerspitzen, und die Begrüßung fand durch einen Handkuß ihren Abschluß. Der üppige Haarwuchs des neuen Ankömmlings entging den prüfenden Augen eines Widersachers nicht, denn derselbe fuhr sich unruhig mit der silbernen Catchenbürste am Schädel umher, ohne natürlich die Lage seiner spärlichen Locken zu verbessern. Bald saß man wieder in den behaglichen Lehnstühlen und das Gespräch kehrte zum beliebten Stadtklatsch zurück.

„Haben Sie gehört, gnädige Frau, daß es mit der armen, kleinen Marianne Berg zu Ende gehen soll?“ erzählte Lanza. Seine Stimme klang weich und seine Augen unflorten sich, „so jung, kaum 18 Jahre, und sterben müssen!“

Eine Pause entstand, jeder hing seinen Gedanken nach. „Mein Gott, die kommt ja kerzengerade in den Himmel.“ schnarrte der Baron, der es haßte, an den Tod erinnert zu werden.

Ohne seine Unterbrechung zu beachten, fuhr Lanza fort, „Marianne war für mich der Inbegriff von dem,

was man sich — ehemals — unter der Bezeichnung „junges Mädchen“ vorstellen berechtigt war.“

„Ja, ja,“ warf der Baron ungeduldig dazwischen, „das lasse ich gerne gelten, aber langweilig — langweilig — zum Sterben, man konnte ja über nichts mit ihr sprechen, sie verstand keinen Witz, kannte keines der modernen Bücher, war noch nie in einem Variété usw.“

„Ist es denn unbedingt nötig, daß ein junges Mädchen aus vornehmen Kreisen das Alles schon kennt, ehe sie noch sozusagen die Kinderschuhe ausgetreten hat?“

„Na ja, das ist Ansichtssache,“ eiferte der Baron, Lanza unterbrechend, weiter, „ich huldige den modernen Anschauungen, der modernen Erziehung, mit solch engelgleicher Unschuld weiß ich nichts anzufangen.“

Frau Margot behagte das Thema absolut nicht, sie wollte sich die Stimmung nicht verderben lassen. „In den Himmel möchte ich garnicht,“ meinte sie leichthin, „der sieht voller alter Weiber und Kinder, und dann immer und ewig nur „Halleluja“ singen, das denke ich mir auch nicht gerade lustig. Wenn ich sterbe, fahre ich schon lieber zur Hölle, aber sein in einem Diererzug mit Pauken und Trompeten, flott!“

Sie lachte übermütig, schlug die zierlichen Beine übereinander und zeigte noch mehr seidenen Strumpf.

Baron Schneider scheuerte sein trübe gewordenes Monokel blüheblank und kniff es mit einer verschmihten Grimasse in's Auge.

„Süperb, meiner Seel,“ dabei schielte er nach Herrn von Lanza, der aber keine Notiz von dem kleinen Manöver zu nehmen schien. „Herr von Lanza, Sie haben die ganze Stimmung verdorben. Wir sitzen ja alle da, als bereiteten wir uns zum jüngsten Gericht vor,“ mit einer heftigen Bewegung warf sie ihre halb angerauchte Zigarette in den Aschenbecher und lief an's Klavier, die beliebte Tango-Melodie intonierend.

„In der Hölle da wird sicher allabendlich Tango getanzt, was?“

„Ich lade Sie zur ersten Runde ein, Baron!“

„Abgemacht!“ rief er unternehmend, sein gefärbtes Schnurrbärtchen emporwirbelnd. „Verflüchte kleine Frau, hat die ein Temperament, die bringt einem ja außer Rand und Band.“

Er betupfte seine feisten roten Wangen und reichlich hohe Stirn mit dem stark duftenden Taschentuch aus bunter Seide. Herr von Lanza überhörte die Bemerkung. Frau Margot hatte ihm sehr gefallen, er war am besten Weg gewesen, sich in sie zu verliehen. Da trat der viele Millionen wiegende Baron Schneider dazwischen und bewarb sich ebenfalls um die Gunst der jungen geschiedenen Frau. Lanza zog sich unauffällig zurück. Schneider war ihm nicht sympathisch. Frau Margot lockten die Millionen, sie war eitel und oberflächlich. Glänzen, sich hervortun, beneidet werden, das waren die Hauptsachen im Leben, — ihrer Ansicht nach. In ihrem Innersten war sie mit sich im Reinen. Sie würde dem Baron unbedingt mit „Ja“ antworten, wenn er um sie anhielt. Inzwischen spielte sie noch mit ihm, aber vorsichtig, nur um ihn zu reizen, und sich selbst im Wert zu haben in seinen Augen, damit er nicht glauben solle, er brauchte nur die Hand auszustrecken, um sie zu haben. Sie war klug und berechnet, wußte genau, daß Schneider sich hauptsächlich aus Eitelkeit um sie bemühte, weil sie viel unworben war.

„Ich hab' eine Idee,“ rief sie, ihr Spiel unterbrechend, „wir wollen in's Tengel-Tangel, ich telefoniere an Irma und so bilden wir eine köstliche Partie Carré, das wird lustig!“ Ohne eine Antwort abzuwarten, schob sie hinaus und klingelte ihre Freundin an. „Irma ist gleich da, die Sache ist abgemacht.“

Herr von Lanza zog seine Uhr. „Ich habe eine Verabredung um 7, es tut mir leid, aber ich kann nicht mit.“

„Ach was, seien Sie doch nicht so langweilig mit Ihren ewigen faden Verabredungen,“ unterbrach ihn Frau Margot unmutig, Sie verderben einem auch jeden Spaß, zu

drei ist es nichts, vier ist gerade nett. Heute gibt es lauter Sensation, tun Sie mir doch den Gefallen und kommen Sie mit.“

Lanza überlegte einen kurzen Moment, „Ich mache Ihnen einen Vorschlag, gnädige Frau, entlassen Sie mich jetzt, ich werde versuchen, mich frei zu machen und komme nach, sollte ich mich ein wenig verspäten, verzeihen Sie mir wohl.“

„Wenn es nicht anders geht, gut, aber kommen müssen Sie, das steht fest.“

Lanza verabschiedete sich.

„Warten Sie eine Minute,“ bat Schneider, „ich will nur nachfragen, ob mein Auto schon da ist, dann können Sie es gleich benutzen.“

„Ich danke sehr, aber ich finde schon, was ich brauche, ich benötige nicht gerne fremde Sachen,“ lautete die kühle Antwort.

„Zu albern, der gute Lanza, immer macht er sagen, und wir wissen doch, daß er kein Millionär ist.“

„Millionär vielleicht nicht, aber er hat jedenfalls genug, um sehr anständig leben zu können und schmarozgen ist nun einmal nicht seine Art.“

„Ich fahr' doch lieber in einem eleganten, modernen „Mercedes“ als in einer dreckigen Droschke,“ warf der Baron spitz ein.

„Geschmacksache und hängt von Umständen ab,“ antwortete Frau Margot gereizt, „aber wir wollen uns darüber nicht streiten, ich muß mich umziehen, inzwischen unterhalten Sie sich, wie Sie können, da sind Zeitungen und Ihr Roman, aus dem Sie vielleicht rasch noch was lernen können.“

„Sie können mich ja überhören am Wege nach dem „Orpheum“,“ witzelte er und lachte vielsagend.

„Schafskopf!“ murmelte Frau Margot, als die Tür hinter ihr ins Schloß gefallen war. „Wann der Kerl nicht die Millionen hätte — na, er hat sie aber, die Millionen — Milli — onen — also drum tapfer drauf los, Margotchen, auf die Millionen,“ schloß sie ihren Gedankengang.

„Wenn das Auto erst mein ist, fährt der Lanza vielleicht doch noch mit drin.“ — — —

In ihrem Ankleidezimmer angekommen, schellte sie ihrer alten Jungfer Anna, die hatte sie noch aus ihrem Elternhaus mit in die Ehe übernommen und die treue, ältliche Person hing mit großer Liebe an ihrer jungen, gutmütigen, leichtlebigen Herrin. „Rasch das dunkelblaue Jackenkleid und den kleinen schwarzen Hut, Anna, ich geh' in's „Orpheum“.“

„Aber gnädige Frau waren doch am Vormittag nicht recht wohl, und der Johann sagt, zu Mittag hätten gnädige Frau nichts gegessen.“

„Ich bin nicht ganz auf dem Damm, aber wenn ich mich unterhalte, komme ich schon drüber hinaus, ein bisschen Schnupfen, weiter nichts.“

Die Toilette wurde eiligst beendet und Frau Margot erschien im Salon, wo Baron Schneider in einem Lehnstuhl liegend sanft und intensiv schnarchte. Margot blieb in der Tür stehen und sah sich den Schläfer genau an. Er wirkte unsagbar komisch mit dem offenen Mund, blöden Ausdruck, der über dem Spitzbauch emporgerutschten Weste, die kurzen Beine mit der hochgezogenen Hofe weit vor sich gestreckt, sodas die platten, großen Süße in den tadellosen Lackschuhen noch größer erschienen, die spärlichen Haare in einzelnen Strähnen bis an die Nasenwurzel herabhängend. Seine feisten Wangen blähten sich bei jedem Atemzug zu einer lächerlichen Rundung.

„Baron Schneider, haben Sie gut geschlafen und schon geträumt?“ rief sie ihn an. Erschrocken fuhr er empor, rieb sich die Knie, zupfte und strich an sich herum, suchte nach seinem Monokel, das irgendwo auf dem Teppich lag, und versuchte sich mit Eleganz aus der lächerlichen Lage zu ziehen.

„Es war so still und furchtbar heiß hier,“ er fuhr mit dem dicken Zeigefinger in den hohen Hemdtragen,

„So was ist mir noch nie passiert,“ entschuldigte er sich. „Waren Sie schon lange hier?“ frug er sichtlich beunruhigt.

„An die 10 Minuten,“ log sie belustigt.

„Warum haben Sie mich nicht geweckt? Ich bin untröstlich.“

„Sie haben so fest geschlafen und so behaglich geschnarcht!“

„Geschnarcht, wie? Ich schnarche nie,“ verteidigte er sich, diese plebejische Eigenschaft energisch von sich weisend.

„Da haben Sie heute eben eine Ausnahme gemacht,“ lachte sie, „aber warum regen Sie sich denn so auf über dieses kleine Intermezzo?“

„Nun, man zeigt sich doch nicht gerne in einer komischen Rolle vor seiner Herzdame,“ lispelte er, nach und nach wieder das abhanden gekommene Gleichgewicht findend, „und bitte, erzählen Sie es nicht gleich Lanza,“ schloß er verlegen.

„Ach was, ich denke garnicht daran,“ beruhigte sie ihn. Fräulein Irma stellte sich pünktlich ein und man fuhr vergnügt davon. Der Abend verlief programmäßig und Frau Margot wurde gegen das Ende immer schweigsamer, sah blaß und angegriffen aus. Lanza bemerkte es und frug, ob sie nicht lieber nach Hause fahren wollte.

„Nein, die letzte Nummer muß ich sehen, sie heißt: „Ein Blick in die Hölle“, es ist doch mein zukünftiger Aufenthaltsort, mit dem muß ich mich unbedingt vertraut machen,“ scherzte sie, ihr steigendes Unbehagen nieder kämpfend.

Endlich war das lange Programm abgespielt. — „Der Blick in die Hölle“, ein Chor von wild durcheinander freijenden und tobenden, phantastische Ungeheueren, Teufeln und dazwischen heruntanzenden spärlich bekleideten Ballettmädchen in grelle farbenlichter getaucht, fand stürmischen Beifall. Man forderte eine Wiederholung.

„Ich kann nicht mehr,“ erklärte Margot, „ich fühle mich wirklich ganz miserabel elend, ich muß nach Hause.“

Man brach auf und verabschiedete sich hastig. Sie stürzte die Treppe hinauf und fiel der sie erwarteten Jungfer beinahe in die Arme.

„Mir ist sehr schlecht, Anna, geben Sie mir was ein, Baldrian, Hoffmannstropfen oder was Sie zur Hand haben, und nur rasch in's Bett, ich habe immerfort abwechselnd Schüttelfrost und fliegende Hitze.“ Die erschrockene Jungfer versorgte ihre Herrin eiligst, brachte das Zimmer in Ordnung und zog sich dann zurück. Nach einigen Stunden kam sie leise angeschlichen, um nachzusehen, fand Frau Margot in hohem Fieber unzusammenhängende Sätze murmelnd, sie telefonierte sofort an den Hausarzt mit der Bitte, er möchte doch so rasch als nur möglich vorsprechen, die gnädige Frau wäre ganz plötzlich schwer erkrankt.

Das Zimmer lag im Halbdunkel der verschleierte Lampe, eine barmherzige Schwester saß am Kopfende des Bettes, die Perlen ihres Rosenkranzes klirrten leise zwischen den Fingern, hin und wieder bligte das auf ihrer Brust ruhende Messingkreuz auf beim ruhigen Atmen, sonst war alles unheimlich still in dem Raum. Der Straßenlärm drang gedämpft herauf, da der Fahrweg mit Stroh belegt war. Die Passanten warfen scheue Blicke nach den matt erhellten Fenstern hinauf und huschten eilig vorüber. Dort oben lag ja der Tod auf der Lauer, eine arme Seele rang ihm mühsam jeden Atemzug ab. — Hin und wieder verschwand eine dunkle Gestalt in der Haustür, die sich geräuschlos schloß, um bald wieder herauszutreten, mit zögernden vorsichtigen Schritten, sah hinauf, als könnten die Blicke die Mauer durchdringen und sehen, was dahinter vorging. Fröstelnd gingen sie dann weiter, die mit mehr oder minder warmen Herzen nachzufragen gekommen waren, wie es ging. Manche in der Erwartung, es sei vorbei. Es lag doch ein eigentümlicher Reiz darin, eine gruselige Nachricht als „Erster“

weitergeben zu können. „Haben Sie schon gehört?“ — — und dabei wird scharf beobachtet, was für ein Gesicht der Empfänger der Neuigkeit macht.

Die Kranke fuhr empor, mit weit aufgerissenen Augen stierte sie nach der Tür, was war denn das für ein Wesen, das da lautlos über die Schwelle glitt? Es glückte irgendwie dem Baron Schneider, aber im nächsten Augenblick doch wieder nicht. Es hatte einen übergroßen kahlen Schädel, einen sadendünnen Hals, hervorquellende Glogaugen mit einem Monokel, das einem messerscharf anbligte, es tat ja so weh, wenn einem der Strahl traf, es drang buchstäblich bis in's Gehirn. Das groteske Männchen kam immer näher, es war in rote Trikots gekleidet — und wirklich und wahrhaftig aus der Stirne wuchsen zwei Hörner, sie schossen förmlich empor mit unheimlicher Geschwindigkeit. Auf einem Fuß glänzte ein tadelloser Lackschuh, das andere Bein hatte eine sonderbare Form und endete in einem Pferdehuf. Näher und näher hüpfte das Männchen und verbeugte sich tief vor ihr.

„Es ist bald an der Zeit, meine Gnädigste,“ schnarrte es mit der wohlbekannten Stimme des Baron Schneider. „Der Viererzug steht vor der Tür, lauter feurige Rappen, der Kutscher kann sie kaum bändigen, hören Sie nur, sie scharren und stampfen.“

„Was wollen Sie, wer sind Sie?“ kam es mühsam über ihre trockenen Lippen.

„Was ich will? Wer ich bin? — Köstlich — köstlich meine Gnädigste. Sie haben mich doch bestellt, ich warte schon lange, es wird eine lustige Fahrt, über Stock und Stein, durch Nacht und Nebel, in die Finsternis hinein. Ich habe auch feurige Räder am Wagen, das wirkt wunderbar, die Sitze sind mit Nägeln gepolstert, für Sie extra fein vergoldet, das kostet Geld, viel Geld, man kann dann wenigstens nicht abrutschen, mein Patent, das „Allerneueste“, aber es hat Millionen gekostet, ich sage Ihnen, Millionen! Mit Geld kann man schließlich alles machen, ich kaufe mir die feinsten Seelen, aber es kostet Millionen — Millionen! Aber nun muß ich wirklich bitten meine Gnädigste, es ist die höchste Zeit.“

Sie wollte schreien, aufstehen, fortlaufen, aber es ging nicht, sie war gelähmt, konnte keinen Finger rühren, keinen Ton von sich geben, nur die Augen, die konnte sie umherrollen, die saßen ganz lose wie zwei Klicker in ihrem Kopf. „Die fallen mir noch heraus,“ dachte sie und wollte sie schließen — aber o Schrecken, auch das konnte sie nicht, sie mußte schauen, sie mußte horchen, horchen auf ein merkwürdiges Geräusch.

Es hüpfte, kroch, schlich die Treppe herauf, zur Tür herein, ekliches Gewürm, aufgeblasene Kröten, Schlangen mit dicken Köpfen und dünnen Leibern, Spinnen mit endlos langen Beinen und Stielaugen, schleimigen Geifer nach sich ziehend, schoben sie sich vor, näher, immer näher. „Was ist das?“ leuchtete sie mühsam, der heiße Atem versengte ihr die Lippen, die Kehle brannte.

„Das sind meine steten Begleiter, meine lieben kleinen und großen Sünden; wo ich bin, sind die auch,“ grinste er, „da sehen Sie sich einmal das niedliche Ding an, das ist mein Liebling.“ Er griff eines der widerlichen Ungeheuer aus der Menge heraus, einen etelhaften Wurm mit dick aufgetriebenem, gelblich-grünem Leib und langem Saugrüssel, „wo der sich festsetzt, ist er nicht mehr auszurotten, der frisst mit Vorliebe gute Eigenschaften.“ „Nein“ heißt er, kennen Sie ihn nicht?“

„Nein,“ wollte sie rufen, aber sie fand keinen Ton. „Doch, doch,“ widersprach er, „sehen Sie nur, wie zutraulich er ist, ganz zu Hause.“ Der gruselige Wurm schob sich empor und ließ sich auf ihrer Brust nieder, der Atem verging ihr.

Immer mehr der phantastischen Scheusäler krochen heran, versuchten an Bettposten empor zu klettern. Sie

bäumte sich mit dem Aufgebot ihrer letzten Kraft auf. „Fort, — fort!“ schrie sie von wahnsinniger Angst gepackt.

„Ach, meine Gnädigste, machen Sie keine Szenen, Sie haben mich bestellt, ich komme immer, wann man mich ruft. Jetzt hört sich der Spaß auf, ich habe keine Zeit zu verlieren. Platz da!“ Er stieß mit dem Pferdehuf nach dem Gewürm, das quitschend und granzend auseinander fuhr, seine kralligen Finger griffen nach ihr. Da stieß sie einen durchdringenden Schrei aus, die Sinne schwand, es war finster und still um sie.

Nach einer Weile erwachte sie unter dem Gefühl eisiger Kälte. Sie saß in dem Hölenfuhrwerk und sauste mit Sturmeseile durch die undurchdringliche Finsternis, untobt und umbraust von unheimlichen Geräuschen. Mit jähem Auf hielt das Gespann. Sie fiel vornüber und tastete unsicher mit den Händen umher, es war immer noch pechschwarz.

„Wir sind an Ort und Stelle,“ schrie ihr Gefährte. Unter fürchterlichem Gepolter tat sich ein weites Tor vor ihnen auf. Heiße, giftige Schwefeldünste qualten ihr entgegen.

„Ich ersticke!“ hauchte sie.

„Rinn in die Bude,“ herrschte er sie an, packte sie am Genick und stieß sie über die Schwelle. „Da habt ihr eine feine Sorte,“ lachte ihr Peiniger roh auf, „nehmt sie nur gleich ordentlich in die Arbeit.“

„Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, meine Gnädigste?“ hörte sie eine wohlbekanntes Stimme neben sich krächzen. Frau Margot ließ die Hände sinken, mit denen sie im ersten Schrecken ihr Gesicht bedeckt hatte und starrte in das Gesicht des ihr wohlbekanntes Grafen Luna. „Ja, ja, man hat so feine kleine Überraschungen, nicht wahr? Es paßt sich wohl kaum, daß ich Sie hier willkommen heiße, obwohl wir dort „Oben“ oft davon sprachen, daß wir uns hier treffen würden. Sie waren ja ganz erpicht darauf, nun wären wir soweit, aber — ich meine — wenn ich gewußt hätte — man sollte sich die Sache doch lieber bei Zeiten überlegen und nicht unvorsichtige Wünsche äußern. Wollen Sie mir gestatten, Sie ein bißchen zu orientieren, ich habe ein Viertelstündchen zu meiner Verfügung und es dürfte ganz angezeigt sein, Ihnen einen Begriff von den Dingen beizubringen, die Sie hier erwarten, nur so im Allgemeinen. Also passen Sie auf, man tritt so leicht auf unliebame Sachen, und es liegen so viele Steine im Weg, an denen man sich stößt.“

Wo wir uns momentan befinden, ist eine harmlose Gegend dieses unermesslichen Reiches, bis in's Innerste wünsche ich mir übrigens gar nicht vorzudringen, der Vorgeschmack genügt mir — reichlich. Wollen Sie sich herbeibemühen und einen Blick durch dies kleine Fenster werfen, es zeigt Ihnen einen Insassen bei der „Zwangsarbeit“.

Margot machte einen langen Hals und prallte mit einem leisen Aufschrei zurück. „Das ist ja die Natterheim, unsere fromme, tugendhafte Natterheim, wie kommt denn die hier her?“

„Mit Augenverdrehen und Knierutschen ist's nicht abgetan, die hat ein nettes Sünderegister, hören Sie einmal zu.“ Auf einem mit glühenden Kohlen gefüllten Becken saß Frau Natterheim und fingerte einen Rosenkranz, der aus wunderbar leuchtenden, großen Perlen bestand, dabei klar und deutlich ihre auf Erden verübten geheimsten Taten herableiern.

„Wie kommt sie nur zu dem prachtvollen Rosenkranz aus lauter blühenden Juwelen?“

„Juwelen,“ lachte Graf Luna boshaft, „das sind ja rotglühende Kugeln, sehen Sie nur die Grimassen, die sie schneidet, die kleineren läßt sie rasch abgleiten, aber bei den großen, bei denen sie ihre Kapitalünden hersagen muß, da dauert's schon länger.“

Frau Margot hielt sich die Ohren zu, sie konnte und wollte die kreischende Stimme und das niederträchtige

Lachen nicht weiter mit anhören. „Ob sie mich gesehen und erkannt hat?“ frug sie ihren Begleiter.

„Natürlich,“ antwortete er, „sehen Sie doch noch einmal hin, sie möchte sich den Mund zuhalten und kann nicht, immer lauter muß sie kreischen und gerade jetzt hersagen, was sie für Lügereien und Falschheiten sie Ihnen angetan hat.“

„Wie lange muß sie denn dableiben?“

„Genau kann ich es ja nicht sagen, aber unter tausend Jahren kommt sie nicht los, auf Heuchelei und Scheinheiligkeit stehen besonders hohe Strafen. Wir müssen noch weiter, eine Viertelstunde ist bald verstrichen und Sie müssen noch einige interessante Fälle sehen. Sehen Sie, der Baron Junke, der muß unausgesehen vor seiner Tür den ekelhaften Unrat fortkehren, in frack und weißer Binde, mit Lackschuhen. Es hört nimmer auf Sie wissen ja, was für ein feiner Mann das war, ich glaube, er badete täglich in lölnischem Wasser. Er zeichnete sich bei Lebzeiten durch seine Blasiertheit aus, nichts war ihm gut genug, alles langweilte ihn. Seine Hauptbeschäftigung bestand darin, Bosheiten auszustreuen und sich über seinen Nächsten zu mokieren. Es ist ihm höchst peinlich, daß Sie ihn in diesem lächerlichen Aufzug sehen und doch kann er nicht aufhören. Sein Sündenregister lesen Sie lieber nicht, es würde auch zu lange dauern. — Aber weiter, weiter!“ Ein furchtbares Geschrei drang aus einem offenen Fenster zu ihnen herüber, neugierig lugt Frau Margot beim Vorübergehen hinein. Um einen runden Tisch hockten eine Anzahl Damen, riesige Kaffeetassen vor sich und schnatterten durcheinander. „Das ist unser berühmtes „Kaffeebränzchen“. Die müssen sich gegenseitig hersagen, was eine von der anderen hinter ihrem Rücken über sie gelauscht hat, und wenn sie fertig sind, fallen sie übereinander her und raufen sich, daß die Haare nur so herumfliegen und ihnen der Schaum vor dem Mund steht aus Wut. Die Tassen sind mit Pech gefüllt, der verlockende Duft ist das einzig Echte. Jede hat noch den letzten Klatsch von der Oberwelt auf der Zunge und kann ihn nicht von sich geben. Sie leiden Qualen. — Daneben sitzen die sogenannten Ehrabschneiderinnen, die müssen sich gegenseitig mit glühenden Zangen die bösen Zungen abzwicken, die immer wieder anwachsen. Frau von Zerb hat die allerlängste und allerpitzigste, sehen Sie nur, eben streckt sie sie heraus.“

„Da sitzt ja auch meine alte Köchin,“ schrie Frau Margot auf, „was macht denn die?“

„Die muß ununterbrochen rechnen, bis es stimmt, was wohl nimmer gesehen dürfte, sehen Sie nur, wie ihr der Schweiß von der Stirne rinnt und die Augen wie auf Stielen aus ihren Höhlen treten vor Aufregung, der Bleistift ist gallenbitter und glühend heiß, sie kann es nicht lassen, sie muß ihn immer wieder an den Mund führen. Daneben sitzt ein Kaufmann, der falsch zu wiegen gewohnt war, nun muß er messen und messen, was am Gewicht fehlt, zwickt ihm der Kontrolleur mit der großen Zange vom eignen Fleisch ab und es ist immer zu wenig in der Wagschale. Einen Schritt weiter sitzen die Trinker und Schlemmer. Sie werden manchen Belamten darunter entdecken. — Erschrecken Sie nicht, eben platzt wieder einer. Das gibt einen festen Knall. — Die müssen Salzwasser mit Essig saugen, bis sie zerplatzten. Dann kommt die alte Fickerin und näht die schadhafte Stellen zusammen, damit das Geschäft wieder aufgenommen werden kann. Sehen Sie sich nur die Gesichter an, den Mund zieht es ihnen spiralartig zusammen. Vor ihren Augen da spielen die jüngsten Belzebubchen Kegeln und werfen die Kugel nach den feinsten Marken, die in Flaschen aufgereiht dastehen. Die Herrn bekommen schauerhafte Krämpfe, so oft eine in Scherben geht. Die Kartenspieler sind auch nicht ohne. Die stahlen dem lieben Herrgott den Tag ab. Immer nur spielen, spielen, garnichts anderes im Kopf. Nun müssen sie permanent die Karten mischen und teilen, und wenn

einer ein erstklassiges Blatt in der linken Hand hat und ausspielen will, schreit der andere „falsch“, schlecht geteilt, nochmals geben und so acht's wieder, bis sie grün und gelb werden vor Zorn, und Gift und Galle aufeinander speien. Mischen, mischen, geben, geben, die geschicktesten Kombinationen und fingerfertigkeiten werden zu schanden, alle Anstrengung war vergebens, alles wird durcheinander geworfen. Sie schreien und zanken, jeder schiebt dem andern die Schuld zu, der Haß steigt von Minute zu Minute. Übrigens kein schwerer Fall.

Aber meine Gnädigste, meine Zeit ist um, auf Pünktlichkeit wird streng gehalten. Ich verliere sonst mein Amt als Cicerone, und obendrein die Aussicht nach langjähriger, gewissenhafter Ausführung meiner Obliegenheiten, mich in's Privatleben zurück ziehen zu dürfen. Ich werde dann meine Memoiren veröffentlichen und hoffe, sie finden einen guten Abfah. Ich stehe noch in Verbindung mit der Oberwelt und habe glänzende Anträge von verschiedenen Verlegern erhalten. Sie glauben nicht, wie neugierig die Menschen sind, und wenn es sich um die geheime Sünden des lieben Nächsten handelt, da laufen sie wie verrückt, selbst bis an die Pforten der Hölle.

Nullich wurde einer wohlbekannten Dame, die im Begriff stand, diesen Ort zu verlassen, die Nasenspitze abgequetscht, weil sie die erlaubte Grenze überschritten hatte, und durchaus einen Blick wenigstens in die verbotene Region werfen wollte. Im letzten Moment schlug der Pförtner das Tor zu, und dabei passierte das Malheur.

Und jetzt noch einen wohlmeinenden Rat, meine Gnädigste. Sehen Sie zu, daß Sie da heraus kommen, ein längerer Aufenthalt in dieser überhöhten Atmosphäre dürfte Ihnen kaum behagen. Aus alter Freundschaft will ich ein übriges für Sie tun, ich riskiere enorm dabei, aber wie gesagt, für Sie geht es sogar durch's Feuer. Die Erinnerung spielt eine große Rolle bei mir, die hab ich mir zu erhalten gewünscht, und Dankbarkeit war meine — einzige Tugend. Also, passen Sie auf, hier d'eer schonsteinartige Luftschicht ist ein geheimer Ausgang, unsere jungen Teufelchen die brennen da durch, wenn sie es vor Sehnsucht nach der Oberwelt nimmer aushalten können, also klettern Sie hinauf, es ist nicht leicht, aber Sie kennen das alte Sprichwort: „Nur wer wagt — gewinnt!“ — Ich empfehle mich zu Gnaden, keine Sekunde länger darf ich zögern.“ Graf Luna war verschwunden, wie fortgeblasen.

Frau Margot stand vor der steilen Leiter und blickte verzweifelt am finsternen engen Schornstein empor, aus dem ihr eine eisige Luft entgegenwehte. Plötzlich erklang hinter ihr ein wahrer Höllelärm. Gong, Trommeln, wie toll durcheinander, Alarm wurde geblasen, Petarden platzten, und durch die Geräusche hindurch hörte sie klar und deutlich die hohe schrille Stimme Baron Schneiders:

„Rasch, rasch vorwärts! Wir müssen sie erreichen. Ich zahle eine Million, zwei, drei, vier, fünf Millionen.“ Millionen, warf ein viestimmiges Echo zurück. Sie kamen näher und näher. — — —

Da packte sie eine wahnsinnige Angst, sie griff nach der nächsten Sprosse der Leiter, und begann hinaufzuklettern, immer rascher, es schwindelte ihr, die Leiter schwauhte, es drehte sich ihr der Magen im Leibe um, die Zunge klebte ihr am Gaumen, sie ächzte und äöhnete, nur noch ein kurzes Ende, da oben dämmert ein fahler Schein. — — — Da — ein furchtbarer Krach, die Leiter ist entzwei und stürzt mit entsetzlichem Gepolter in die Tiefe. Margot greift in's Leere und fällt in's Bodenlose. — Die Sinne schwinden, alles versinkt in undurchdringliche Nacht. — — Eine Zeitlang Totenstille — nichts. — — —

Dann dringt wie aus weiter Ferne eine leise Stimme an ihr Ohr: „Gerettet!“ Dies kleine Wort bewirkte Wunder. — — —

Die Ausspannung der Nerven läßt nach, das tobende Hämmern in den Arterien flaut ab, ein unendlich wohliges Gefühl durchströmt ihre Glieder. Sie streckt und dehnt sich, als wäre sie von schweren Fesseln befreit, und ein tiefer Seufzer hebt ihre Brust. — Langsam öffnet sie die Augen und blickt vorerst verständnislos um sich, mit starren unbeweglichen Pupillen. — Die Schwester neigte sich über das Bett und schiebt ihr ein spitzenbesetztes, kleines Kissen unter den Kopf. Es blüht irgend was auf, die zitternden, mageren Hände der Kranken greifen unberührt danach. Es ist das Messingkreuz, das auf der Brust der Nonne ruht. Frau Margot hält es krampfhaft fest und richtet sich etwas daran empor, das liebe sanfte Gesicht der Pflegerin neigt sich noch tiefer herab.

„Gott sei Dank! gnädige Frau, nun ist das schlimmste überstanden.“ Mit weicher Hand streicht sie ihr das Haar aus der feuchten Stirne.

„Wo bin ich eigentlich?“ laute Frau Margot mit etwas schwerer Zunge. „Die Leiter ist doch kaputt gegangen, ehe ich ganz oben war.“

„Es war ja nur ein böser Traum, eine Fieberfantasie,“ beruhigte die Nonne.

„Nein, nein, ich weiß es ganz genau, ich war doch — — —“

„Der Herr Doktor kommt, Sie dürfen sich nicht aufregen und nachdenken, sonst ist er unzufrieden und ich bin doch so stolz, daß es heute so viel besser geht.“ Die Gestalt des Arztes taucht neben der Schwester auf, sie versuchte vorsichtig die zitternden Finger Margots von dem Kreuzchen zu lösen, um zurücktreten zu können, aber es ging nicht, und so band sie rasch die Schleife der Schnur auf, woran es befestigt war und ließ es ihr. — — —

„Die Krise ist überstanden, es war ein verzweifelter Fall,“ erklärte der Doktor den beiden im Vorzimmer wartenden Herren. „Es wird eine lange Genesung geben und sehr vorsichtige, aufopfernde Pflege und Behandlung erheischen, ehe sie wieder ganz auf dem Damme ist. Das Nervensystem ist sehr überreizt, ich muß gestehen, daß ich stark daran zweifle, ob ich sie durchbringen kann.“

Lanza war sehr blaß und sah nachdenklich auf den Strauß weißer Klieder, den er in der Hand hielt. Baron Schneider sah nervös auf den Riesenstrauß dunkelroter Rosen, den er mitgebracht hatte. „Wie lange wird es noch dauern, ehe sie ihre frühere Lebensweise aufnehmen darf?“ frag er.

„Das kann ich heute noch nicht bestimmt beantworten,“ lautete die zurückhaltende Antwort. „Es kann sein, daß sie sich rascher erholt als man glaubt, aber das unsinnige Umhergehen, wie sie es bisher getan hat, das muß sie aufgeben, ich kenne sie von ihrer Kindheit an und habe sie immer gewarnt davor.“

Schneiders Gesicht wurde immer länger. „Wie langweilig,“ murmelte er mitgelaunt.

Die Herren überreichten ihre Blumen der hereintretenden Jungfer. Sie verschwand im Krankenzimmer, kam aber sofort wieder, ohne Klieder. „Die Rosen riechen zu aufdringlich, die gnädige Frau kann es nicht vertragen, läßt sehr danken, ich muß sie in den Salon stellen!“

„Auch gut,“ knirschte Schneider wütend. „Bitte, empfehlen Sie mich der gnädigen Frau, ich ließ gute Besserung wünschen, reiste in einigen Tagen nach Paris für längere Zeit weiß noch nicht, wie lange ich fortbleibe, vielleicht den ganzen Winter.“ Mit einer kurzen Verbeugung gegen Lanza und den Arzt entfernte er sich.

Lanza stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus. „Gott sei Dank, den Kerl wären wir vorläufig los,“ dachte er, „und bis er wiederkommt“ — — — über sein hübsches Gesicht huschte ein Lächeln, „nun ja, bis er wiederkommt — — — drei Kreuze hinter ihm her!“

Gram.*)

Es hat der Gram mein Antlitz so zerwühlt
Wie eine Pflugschar sanfte Frühlingsfluren.
In meinen Wangen blieben tiefe Spuren,
Von Tränenbächen grausam überspült.

Mit feinem Pinsel zeichnet das Entsagen
Mir blaue Schatten, wo das Auge strahlt.
Ich bin so schön mit Trübsal angemalt,
Daß Qual wie Flitterwerk zur Schau getragen.

Und ohne Scham läßt die zertret'ne Seele
Die Witwenschleier flattern vor der Welt.
Und in der Trauer schwarzem Prunkgewande
Durchschreitet sie wie finst're Nacht die Lande,
Die als ihr Zepter Leid in Händen hält.

Cola Landau.

Eine schlaflose Nacht.

Skizze von **Bermann Wagner**, Großschönau.

(Nachdruck verboten.)

Es war eine kalte Nacht im Februar 1915. Die kleine galizische Stadt war wie ausgestorben. Viele Hunderte von Flüchtlingen hatten sie noch in letzter Stunde verlassen, da das Gerücht umging, die Russen könnten jede Stunde kommen. Die Läden waren geschlossen, niemand zeigte sich auf der Straße, da und dort grüßte traurig ein matt erleuchtetes Fenster.

Um den runden Familientisch herum saßen die hiergebliebenen Mitglieder der Familie des alten Notars Sigmund Bolecka. Man sprach nur dann und wann ein halbes Wort. Ein dumpfes Angstgefühl schnürte den drei Menschen die Kehle zu. Der Notar hatte den Kopf vornübergebeugt und blickte müde vor sich nieder. Seine Frau sah ihn zuweilen an, wollte etwas sagen, schwieg dann aber doch lieber. Die zwanzigjährige Tochter Elfriede, eine dunkle Schönheit, blätterte nervös in einem Buch.

„Gott,“ seufzte Frau Bolecka, „ich wollte, wir wären doch lieber nicht hier geblieben.“ Die zwei verheirateten Söhne nämlich hatten zwei Tage vorher mit ihrer Familie die Stadt verlassen. Sie waren in Sicherheit.

„Warum?“ fragte der Notar. „Es ist nötig, daß einige führende Leute in der Stadt verbleiben, man wird sie brauchen. . . . Fürchtet euch nicht, es wird euch nichts geschehen.“

In diesem Augenblick fielen draußen Schüsse. Die Frauen schrien erschreckt auf. „Himmel,“ ächzte Frau Bolecka, „das ist draußen auf der Gasse!“

„Ruhe!“ sagte der Notar mit blaffen Lippen.

Die Schüsse verstärkten sich, man konnte sie einzeln nicht mehr unterscheiden, es war ein wildes, wirres Feuern. Wütende laute Schreie tauchten auf und versanken wieder. Der Lärm jagte fort, lebte an anderer Stelle wieder auf, schwächer und geisterhafter.

„Das sind die Russen,“ stöhnte Frau Bolecka zitternd.

„Nur Ruhe,“ mahnte der Notar gefaßt.

Aber es war fast, als wolle sich auch sein Antlitz versteinern, als im gleichen Moment die Haustüre unten aufgerissen wurde und irgendwer in wilden Sätzen die Treppe heraufgestürzt kam.

Alle Blicke richteten sich starr auf die Türe.

Diese sprang mit einem jähen Krach auf. Ein Mann trat schweißbedeckt auf die Schwelle. Es war ein österreichischer Offizier.

Er war atemlos und sagte leuchend nur die Worte: „Wollen Sie mich verbergen?“ Er rang nach Atem und setzte gleich hinzu: „Es ist für Sie gefährlich, es geht um Ihren Kopf. Aber wir müssen noch diese Nacht Verstärkungen erhalten. Und morgen früh ist die Stadt

von Russen wieder frei. Er sah sie alle scharf an. „Wollen Sie? Dann schnell!“

Die Frauen spürten einen kitzelnden Schrecken im Magen. Sie waren unfähig, auch nur aufzustehen. Elfriede weinte plötzlich. Es war eine nervöse Schwäche. Frau Bolecka aber hielt die Hände vor ihr Gesicht, als könne sie so eine Erscheinung bannen. Nur der Notar war ruhig geblieben.

Er stand auf, und auf seinem Gesicht glänzte eine Entschlossenheit, die sonderbar weich war. Er sagte mit ersticker Stimme: „Selbstverständlich wollen wir. Kommen Sie mit!“

„Wohin?“ fragte der Offizier.

Es war, als habe der Notar den Fall schon völlig und in allen Einzelheiten überdacht. „Nicht in den Keller. Auf den Dachboden. Im Gebälk dort werde ich Sie verstecken. Man wird sie nicht finden.“

Ohne einen Laut von sich zu geben, warteten die Frauen zehn bange Minuten. Dann kam der Notar zurück. Er war sehr ernst. „Gott möge uns helfen,“ sagte er. Dann legte er einen Finger auf den Mund. „Nun schweigt.“

Eine knappe halbe Stunde später war das Zimmer voll russischer Soldaten, die von einem Leutnant befehligt wurden, einem nicht mehr jungen Mann mit schwarzem Vollbart, dessen Augen etwas unangenehm Stechendes hatten.

Der Leutnant stellte sich mit knappen Worten vor und sagte in fließendem Polnisch: „Herr Notar, man hat es gesehen, daß ein österreichischer Offizier in Ihr Haus entflohen ist. Falls Sie ihn versteckt haben, dann ist es noch Zeit, daß Sie ihn aus freien Stücken ver-raten. Sonst suchen wir ihn. Und finden wir ihn, dann werden Sie erschossen.“

„Wir wissen nichts,“ sagte der Notar mit einer halben Wendung zu den Frauen hin, „das muß ein Irrtum sein.“

„Nichts?“ wandte sich der Leutnant scharf an die Frauen.

„Nein,“ sagten die beiden wie aus einem Munde.

„Gut,“ sagte der Leutnant und gab seinen Soldaten einen Wink, „suchen!“ Und er schob sich, während die Soldaten sich lärmend entfernten, einen Stuhl an den Tisch heran, setzte sich, lächelte sonderbar und sagte: „Haben Sie es sich auch ganz klar gemacht, was geschieht, wenn wir ihn finden?“

Die Frauen schwiegen, von seinem furchtbaren Lächeln im Innersten getroffen.

„Gewiß,“ sagte der Notar.

„Und Sie bestehen darauf, daß er nicht da ist?“

„Wir wissen von nichts,“ beharrte der Notar.

*) Dem empfehlenswerten Gedichtbändchen „Schimmernde Gelände“, mit Erlaubnis der jugendlichen Verfasserin, entnommen. (München, Georg Müller, Verlag.)

„Gut, so wollen wir warten.“

Es vergingen zehn, zwanzig, dreißig Minuten. Das Haus war von einem hastenden Lärm erfüllt. Schwere Stiefel trampelten an allen Ecken und Enden, Türen wurden auf- und zugeschlagen, Möbel gerückt, Stühle zur Erde geworfen, Lachen und Fluchen mengte sich durch einander, es war, als demolierten tobende Geister das Haus.

Aber allmählich wandelte sich der Lärm in tiefe Stille. Das Zimmer war plötzlich wieder mit russischen Soldaten angefüllt. Und ein Unteroffizier meldete dem Leutnant: „Herr, er ist nicht da.“

„Alles durchsucht?“

„Alles!“

Der Leutnant stand auf, befiel sein grausames Lächeln, verbeugte sich und sagte: „Danken Sie Gott, es wäre Ihr Tod gewesen.“ Und damit entfernte er sich, während die Soldaten ihm folgten.

Wenige Minuten später lag das Haus wieder in der früheren Stille da.

Den Frauen schien es die Sprache verschlagen zu haben. Elfriede weinte wieder. Frau Bolecka presste die Hände gegen die Schläfen. „Was tun wir nun?“ stöhnte sie.

„Warten,“ sagte der Notar. „Wir werden diese Nacht nicht schlafen. Aber wir werden die Lampe auslöschen.“

Und dann saßen sie alle, Stunde um Stunde, in toter Finsternis.

Gegen Morgen — die Zeit mochte auf drei gehen — wurden sie durch ein plötzliches leises Aufklappen der Tür aus einem traumhaften Halbschlaf geweckt. Ein Mann hob sich vorsichtig ins Zimmer, der Mond beleuchtete dürftig seine breite russische Soldatenmütze.

Die Frauen stießen hysterische Schreie aus, die qualvolle Nacht hatte jede Widerstandsfähigkeit in ihnen gebrochen. Der Notar richtete sich mühsam auf. „Wer ist da?“ fragte er auf Polnisch.

„Pst!“ machte der Soldat. Er kam näher, drückte einen Finger auf den Mund und flüsterte: „Keine Angst, Herr! Ich habe den Herrn Offizier gefunden. Ich habe ihn gefunden, als ich eben ein Versteck für mich selber suchte, denn ich habe es satt, dieses elende Leben zu führen. Lieber sterbe ich!“ Aber er kicherte leise in sich hinein, als sei es ihm mit diesem Vorhaben, zu sterben, durchaus nicht ernst. „Wissen Sie, Panie, was der Herr Offizier oben zu mir gesagt hat? Daß noch heute morgen die Österreicher kommen und die Russen wieder zur Stadt hinausjagen. Dann wird er sich meiner annehmen. . . Oh, es ist gut, daß ich ihn gefunden habe! Die andern waren dumm, sie konnten nicht suchen. Der schöne, breite, versteckte Balken — er ist wie ein Zimmer! . . . Ach, fast hätte mich der Herr Offizier erschossen, als ich ihn so plötzlich fand, während die andern schon fort waren! Aber ich sagte zu ihm: „Gnädiger Herr, bitte, machen Sie Platz . . . machen Sie Platz, einem armen Menschen, der sich fürchtet . . . oh, ich bin still, ich schweige!“

So ließ er mich herauf zu sich. Und wir haben immer abwechselnd geschlafen und gewacht. Und jetzt

schickte er mich herunter zu Ihnen, Panie, ob Sie nicht etwas hätten, womit wir unsern Hunger stillen könnten?“

Die Frauen hatten noch immer nicht begriffen und rüfften in ihrer Furcht dicht zueinander. Der Notar indes schickte sich an, dem harmlosen Burschen Milch und Brot zu geben, damit er beides nach oben trage. Er bat ihn, ja recht vorsichtig zu sein. „Oh, Panie,“ lächelte der Russe überlegen, „uns findet man nicht! Nein!“ Und er schüttelte zuversichtlich den Kopf.

Mit unhörbaren Schritten schlich er wieder nach oben.

Der Notar beruhigte nun Frau und Tochter. Sie waren so erschöpft, daß sie sich jetzt willig zu Bett begaben und sogleich in einen schweren, dumpfen Schlaf fielen.

Der Notar allein wachte weiter.

Seine Gedanken waren mit peinlicher Erwartung auf den nahenden Morgen gerichtet. . . .

Die Ereignisse an diesem Tage überstürzten sich.

Um die fünfte Stunde hub draußen vor der Stadt ein wütendes Gewehrfeuer an, dem eine kurze, schwere Kanonade vorausgegangen war. Die Österreicher gingen im Sturm vor. Die Russen wichen erst zögernd, dann immer eiliger zurück, bis schließlich ihr Zurückweichen in kopflose Flucht ausartete. Sie durchrauten die Stadt in wütendem Lärm und waren plötzlich verschwunden, wie ein nächtlicher Spuk.

Während die Österreicher einzogen, kam die Stadt allmählich wieder zu sich. Die Nacht hatte wie ein Alp auf ihr gelastet. Nun eilten alle auf die Straßen, hatten frohe Gesichter und waren laut und wie befreit.

Im Zimmer des Notars erschien um diese Zeit mit strahlendem Gesicht der Offizier. Er schüttelte dem Alten die Hand und umarmte ihn. Er lachte und rief doch aus: „Die armen Damen! Was werden sich die geängstigt haben! . . . Aber nun wollen wir für sie sorgen!“

Da öffnete sich die Tür bis zu einer kleinen Spalte. Durch diese Spalte steckte der zurückgebliebene Russe sein verdämmtes Gesicht. „Und ich, Panie Leutnant?“

Sowohl der Notar als auch der Offizier brachen in anhaltendes lautes Gelächter aus. Das Gelächter des Notars freilich hatte einen dunklen, unsicheren Ton. Es wird einem doch nicht gar so leicht zu lachen, wenn man eine lange Nacht um sein Leben gezittert hat.

Der Offizier zog den Russen in das Zimmer. „Na, komm', ich will sehen, was ich für dich tun kann. . . . Weißt du, daß diese Nacht dein Leben während einiger Sekunden nur an einem dünnen Faden hing? Hättest du nur gesucht, ich hätte dich auf der Stelle erschossen, wenn ich mich auch damit verraten hätte! . . . Ja, nur an einem dünnen Faden!“

Der Notar schloß unwillkürlich die Augen. Eine sonderbare Schwäche besiel ihn. Er dachte an Frau und Kind und an sich selbst. „Nur an einem dünnen Faden hing heute nacht unser Leben,“ dachte er, „daran, ob ein simpler Bursche eine verdächtige Bewegung machen würde oder nicht!“ . . .

Und er schauerte leis.





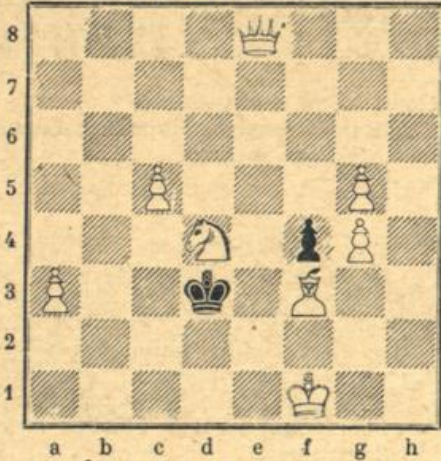
Spiele und Rätsel.



Schach.

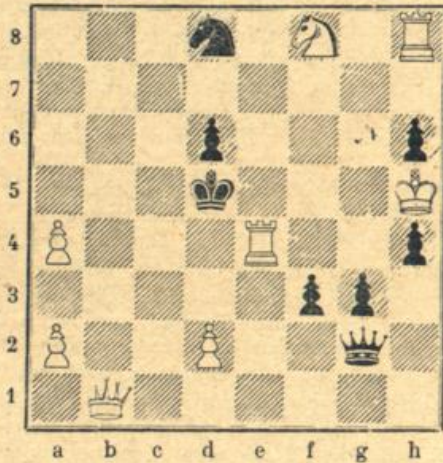
Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Redigiert von H. Diefenbach.

1. G. Enderlein.



Matt in 3 Zügen.

2. E. Richter, Charlottenburg.



Matt in 3 Zügen.

1. Partie.

Aus dem Trébitchturnier zu Wien.

Weiß: Dr. Kaufmann. Schwarz: Marco.

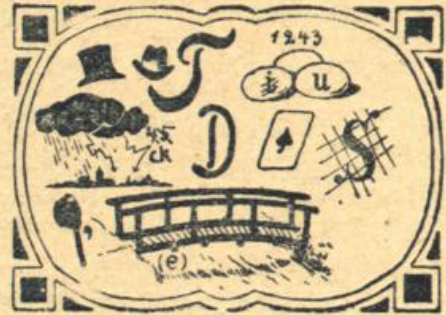
- | | | | |
|-------------|----------------------|-------------|----------------------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 | 18. Sc7×a8 | b7—b6 |
| 2. Sg1—f3 | d7—d6 | 19. f2—f3 | Lb4—c5 |
| 3. d2—d4 | Sb8—d7 | 20. Lc3×c5 | b6×c5 |
| 4. Lf1—c4 | c7—c6 | 21. Td1—d3 | Lc8—b7 |
| 5. 0—0 | Lf8—e7 | 22. Td3—a3 | Kd8—c8 |
| 6. d4×e5 | d6×e5 | 23. Ta3×a7 | Kc8—b8 ¹⁾ |
| 7. Dd1—e2 | Sg8—f6 | 24. Ta7—a5 | Lb7×a8 |
| 8. Tf1—d1 | Dd8—c7 | 25. Sb1—d2 | Kb8—c7 |
| 9. Sf3—g5 | Th8—f8 ¹⁾ | 26. Sd2—c4 | La8—b7 |
| 10. Lc4×f7† | Tf8×f7 | 27. Ta1—d1 | Tf8—a8 |
| 11. De2—c4† | Tf7—f8 | 28. Ta5×a8 | Lb7×a8 |
| 12. Sg5—e6 | Dc7—b6 | 29. Td1—d3 | La8—b7 |
| 13. Se6×g7† | Ke8—d8 | 30. Td3—a3 | Sf6—e8 |
| 14. Sg7—e6† | Kd8—e8 | 31. Kg1—f2 | Se8—d6 |
| 15. Lc1—e3 | Db6—b4 | 32. Sc4×d6 | Kc7×d6 |
| 16. Se6—c7† | Ke8—d8 | 33. Ta3—d3† | Kd6—c7 |
| 17. Dc4×b4 | Le7×b4 | 34. g2—g3 | c5—c4 |

¹⁾ Schwarz darf nicht rochieren, weil darauf 10. Lc4×f7†, Tf8×f7, 11. De2—c4 folgen würde.

²⁾ Das Spiel wird nun durch Abtausch der Offiziere und Vorrücken der Freibauern gewonnen.

- | | | | |
|------------|--------|------------|-------------|
| 35. Td3—c3 | Lb7—a6 | 41. a2—a4 | c4×b3 |
| 36. f3—f4 | Kc7—d6 | 42. c2×b3 | Lb5—f1 |
| e7. Tc3—a3 | Sd7—c5 | 43. Ta5—a8 | Lf1—g2 |
| 38. Kf2—e3 | h7—h5 | 44. Ta8—c8 | Lg2×e4 |
| 39. Ta3—a5 | La6—b5 | 45. f4×e5† | Kd6—d5 |
| 40. b2—b3 | Sc5—d7 | 46. a4—a5 | aufgegeben. |

Bilderrätsel.



Silbenrätsel.

Aus nachstehenden Silben sind 8 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben beide von oben nach unten gelesen ein vom ganzen deutschen Volk schmerzlich empfundenes Ereignis der jüngsten Zeit ergeben. Die einzelnen Wörter bedeuten: 1. Hülsenfrucht, 2. Dichtungsform, 3. Männlicher Name, 4. Blume, 5. Gebirge, 6. Grundstoff, 7. Italien. Staatsmann, 8. Benennung eines Sommermonats.

boh; de, e, e, er, hard, hen, kar, le, li, li, ment, mond, ne, ni, no, o, pa, son, then.

Turmzug-Problem.

zu	ab				gen	rin
wen	den	klar	mer	im	ge	und dein
ge	die	ge	be	gott	au	dein ist
Fa	hren	mer	dar	dir	voll	mü de
zu	treu	im	me	schir	ge	mer nim
hü	ten	dich	gott	gen	lin	ches wehr
re	uns	Frie	dens	wah	ren	rei des
ehr	und	des	gut	zu	hältst	du scharf

Kettenrätsel.

Berg, Weg, Wand, Rand, Schmuck, Tür, Hof, Schaff, Herr, Schrank, Stein, Heim, Schloß, Mann, Holz.

Aus obigen 15 einsilbigen Wörtern sollen 15 zweisilbige gebildet werden, sodaß die Schlußsilbe jedes Wortes die Anfangsilbe des nächsten bildet.

Kapselrätsel.

In einer zweistelligen Zahl
Bin ich, das Wort, enthalten,
Mit meiner Hilfe hat das Herr
Dem Feinde standgehalten.
Nun, lieber Leser, rat einmal,
Wie heiße ich, wie heißt die Zahl?